

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 33 (1953-1954)  
**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Bücher-Rundschau

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

### L'Avanguardia della Libertà

Der *Partito Liberale Italiano* hat sich vor kurzem zu einer neuen Publikationsserie entschlossen, welche sich zur Aufgabe stellt, einerseits ganz bestimmte wirtschaftliche und soziale Probleme darzustellen, andererseits allgemeinere, historisch-philosophische Themata zu behandeln. Die Richtlinien, die in diesen italienischen Publikationen entwickelt werden, sollen den liberalen Bestrebungen im Parla- mente und im Lande als Orientierung für die politische Tätigkeit dienen. Die Verfasser sind — nach dem Vorworte zu schließen — vom Willen durchdrungen, einen modernen Liberalismus begründen zu helfen und zugleich Zeugnis abzulegen von der wirkenden Vitalität der liberalen Partei in Italien.

Professor *Carlo Antoni* eröffnet die neue Publikationsserie durch eine dreißig Seiten umfassende Studie unter dem Titel *L'Avanguardia della Libertà*, in welcher er eine wertvolle und tiefgehende Analyse der Weltanschauung des Liberalismus vornimmt. In einem einleitenden Abschnitt über die Aktualität des Liberalismus erinnert er daran, daß das *Risorgimento* ein Werk der liberalen Ideen war und daß im 19. Jahrhundert, zur Zeit der liberalen Herrschaft in Europa, der Liberalismus sich wirksam zum Wohle des Staates entfalten konnte. Heute, zur Zeit der großen kollektiven Massen, hat sich die Situation geändert; der Liberalismus, der in der Bewältigung der neuen, durch die gewaltige Expansion der Industrie und durch die im 20. Jahrhundert entstandenen sozialen Umwälzungen geschaffenen Lage versagte, scheint vielen nicht mehr aktuell zu sein. Daß dem nicht so ist, versteht Antoni in seinen weiteren Ausführungen klar zu beweisen. Gerade in unseren Tagen ist eine Weltanschauung, die von der Freiheit, der Autonomie, der Würde und Verantwortung der Persönlichkeit und vom Ideal ihrer ungehinderten inneren und äußeren Entfaltung und Betätigung ausgeht, von dringender Notwendigkeit. Ein weites Betätigungsfeld steht den liberalen Ideen und Bestrebungen offen. Der Liberalismus darf sich nicht damit begnügen, sein Grundprinzip durch ein allgemeines und theoretisches Credo zu verkünden, sondern er muß seine Fruchtbarkeit durch die Lösung einzelner konkreter Probleme unter Beweis stellen, in den Alltag der Nation eindringen und sich den neuen sozialen Bedingungen anpassen. Ein nach diesen Gesichtspunkten erneuerter Liberalismus wird in dem Maße an Aktualität gewinnen, in dem er ehrlich auf dem Boden der menschlichen Wirklichkeit mit seiner Aufbauarbeit beginnt. Wenn sein Grundprinzip auch individualistischer Natur ist, so erstehen ihm trotzdem Pflichten und Aufgaben den andern gegenüber, der Gesellschaft und dem Staate. Besonders eindrücklich sind die Ausführungen Antonis im zweiten Teil der vorliegenden Studie, wo er der «sozialen Sensibilität» des Liberalismus nachgeht und abschließend auch auf die Zukunft des Liberalismus zu sprechen kommt.

Eine solche Standortsbestimmung ist von besonderem Interesse in unseren Tagen, wo sich eine Renaissance des europäischen Liberalismus abzuzeichnen beginnt, und wo es immer deutlicher wird, daß die Zukunft des Liberalismus im Internationalismus liegt. Es ist zu hoffen, daß der europäische Liberalismus seinen Standort wieder findet und zur richtigen liberalen Antwort auf die europäische Frage fähig ist. Die liberalen Besinnungen in den einzelnen Ländern, die dieses Ziel im Auge haben, können nicht warm genug begrüßt werden.

Walter Stehli

## Offener Horizont

Die unter diesem Titel im Verlag Piper in München zum 70. Geburtstag von *Karl Jaspers* erschienene *Festschrift* enthält dreißig Beiträge von Kollegen, Freunden, Verehrern und Schülern des Gefeierten. Schon zu seinem 60. Geburtstag war er durch eine *Festschrift* geehrt worden. Sie hatte ihm aber nur als Manuskript überreicht werden können, da im damaligen Deutschland an eine Veröffentlichung nicht zu denken war. Es ist beinahe unmöglich, dem Leser eine angemessene Vorstellung von der verwirrenden Vielfalt der in einem Band vereinigten Arbeiten zu geben, und man ist versucht zu sagen, daß um des geistigen Gewinnes willen weniger mehr gewesen wäre. Aber die große Zahl der auf den Festisch gelegten Gaben aus aller Welt sollte wohl die große Wirkung *Karl Jaspers'* in unserer Zeit zum Ausdruck bringen und hat als das ihre Berechtigung. Mit verschwindend wenigen Ausnahmen bewegen sich alle diese Beiträge auf hohem Niveau, und es kommen in ihnen viele der wichtigsten und drängendsten Fragen der Gegenwart andeutungsweise oder auch in ausführlicher Umschreibung zum Ausdruck. Der Rezensent kann nicht auf jede einzelne Arbeit eingehen.

Die *Festschrift* ist in sechs Abschnitte eingeteilt. Im ersten werden Arbeiten allgemein philosophischen Inhalts zusammengefaßt. *Albert Camus* eröffnet den Reigen mit einem Kapitel aus der deutschen Übersetzung seines bekannten Buches *L'homme révolté*. Seine innere Unruhe wirkt fast bedrückend. Der wenige Seiten nachher folgende Aufsatz des Japaners *Fumio Hashimoto* hat ihm gegenüber etwas Erfrischendes. Es eröffnet sich vor uns eine Welt, in der Wissen und Glauben noch keine Gegensätze bilden und harmonisch ineinander übergehen. Vieles mag vom Standpunkt des Europäers aus gesehen naiv und unkritisch sein; das Ganze hat aber als Bild innern Friedens seine unverkennbare Anziehungskraft. *Gerhard Krüger* spricht in einer sauber und klar geschriebenen Arbeit über Autorität und Freiheit. Jede wahre Freiheit, sagt er, anerkennt eine Autorität über sich, wie auch keine eigentliche Autorität ohne freie Anerkennung möglich ist. Die höchste Autorität aber ist nach Krüger diejenige Gottes. In klassisch einfacher und eleganter Ausdrucksweise, wie sie nur einem Romanen gegeben ist, schreibt *Ortega y Gasset* über den Beginn des philosophischen Denkens in Griechenland, über die geistesgeschichtliche Situation, aus der heraus Parmenides und Heraklit zu verstehen sind, über die Art, wie sie sich ausdrücken und über ihre Stellung zur Gesamtheit der Bürger. Es handelt sich um einen Abschnitt aus seinem neuen, noch nicht veröffentlichten Buch *Die Geburt der Philosophie*, der den Leser begierig auf Fortsetzung und Ergänzung zum abgerundeten Ganzen warten läßt. *Paul Ricœur's* Ausführungen lassen die Gefahr, einem gänzlichen Skeptizismus zu verfallen, welchem der Betrachter der verschiedenen sich widersprechenden philosophischen Systeme ausgesetzt ist, außerordentlich lebhaft empfinden. Der Weg, den der Autor zur Überwindung dieser Schwierigkeit sucht, ist aber zu wenig klar aufgezeigt, weshalb der Schlußteil seines Beitrages nicht ganz befriedigt. *Kurt Roßmann* geht von der Feststellung aus, daß uns die Wissenschaft nichts über den Sinn des Weltganzen zu sagen vermag, und zeigt, daß in Dürers Kupferstich *Melencolia I* dieses «Scheitern» des menschlichen Erkenntnisvermögens, das Dürer vor allem in seinem Versuch erlebte, das Wesen des Schönen theoretisch zu fassen, zum Ausdruck kommt.

Im zweiten Abschnitt würdigt *Robert Gauß* in einem Brief an *Jaspers* dessen Leistung auf dem Gebiet der Psychopathologie. *Renato de Rosa* spricht über existenzphilosophische Richtungen in der modernen Psychopathologie; ein Aufsatz beschäftigt sich mit der Mendelforschung und ein letzter — von *Adolf Portmann* — skizziert eine neue Auffassung vom Organismus. Im dritten Abschnitt werden vorwiegend politischen Fragen gewidmete Arbeiten zusammengefaßt. Das Wesen der modernen Diktatur (*Hannah Arendt*), die Aufgabe des Staates, Machiavellismus und Sittlichkeit (*Jeanne Hersch*), Schuld und Recht im Rahmen des geschichtlichen Geschehens der Epoche der beiden Weltkriege (*Golo Mann*) sind einige der behandelten Probleme. Sehr wertvoll ist *Edgar Salins* Beitrag *Der Gestaltwandel des europäischen Unternehmers*, der im Schlußteil auf gewisse Verfallserscheinungen im heutigen europäischen Unternehmertum hinweist. *Alfred Weber* gibt einen Ausschnitt aus seinem neuen Buch *Der Mensch und seine Wandlungen*, *Aldous*

Huxley einen gekürzten Abdruck aus *Themes and Variations*. Die schöne Arbeit *Frhr. von Campenhausens* über den Kriegsdienst der Christen in der Kirche des Altertums ist rein historisch. Der vierte Abschnitt enthält Arbeiten, die sich irgendwie auf Kunst beziehen. In den Beiträgen von *Emil Preetorius (Kunstkrise und Kunsterziehung)* und *Robert Oboussier (Anliegen und Gegenstand der Musik)* kommt in klarer und menschlich überaus ansprechender Weise das Bewußtsein der Krise zum Ausdruck, durch die unsere heutige Kunst hindurch geht. *Gerhard Nebel* will eine Art Ästhetik im Grundriß geben. Doch sind seine unklaren und großsprecherischen Ausführungen ein Mißton in dieser Festschrift und hätten nicht in sie aufgenommen werden sollen. Der fünfte und sechste Abschnitt beziehen sich direkt auf Karl Jaspers. *Dolf Sternberger* schreibt sehr schön über seine Prosa, während sich *Jeanne Hersch* nochmals mit ein paar Zeilen über ihn als Lehrer zum Worte meldet. Den Abschluß des Bandes bildet eine kurze Zusammenstellung von Karl Jaspers' Lebensdaten und die Bibliographie seiner Werke und Schriften. Die Festschrift wird dem philosophisch interessierten gebildeten Leser viel wertvolles und anregendes Gedankengut vermitteln.

Theodor Osterwalder

### Das Atlantisbuch der Kunst

Dem vor 18 Jahren erschienenen Atlantisbuch der Musik wird hier ein Buch ähnlichen Charakters an die Seite gestellt, das die bildenden Künste betrifft, nur die wenig populäre Architektur ist weggelassen. Sammelwerke mit Beiträgen verschiedener Autoren sind schwer zu organisieren, um so mehr ist hervorzuheben, daß hier unter der bewährten Leitung von *Werner v. Matthey* wirklich ein Ganzes entstanden ist, ohne lästige Doppelspurigkeiten und allzu große Schwankungen im Niveau. Natürlich sind die Beiträge um so substantieller, je enger ihr Stoffbereich ist, über Maltechnik, Glasmalerei, Ausgrabungen und dgl. läßt sich auf wenig Seiten Präzises sagen, ein kunstgeschichtlicher Überblick, für den fünfzig Seiten zur Verfügung stehen, muß sich mit dem Allgemeinsten begnügen<sup>1)</sup>.

In einem ersten Teil referiert René Huyghe über die Kunstlehren der Zeiten und Völker und stellt Martin Wackernagel die natürlich recht widerspruchsvollen Äußerungen von Künstlern über Kunst zusammen.

Hervorragend präzise Auskünfte über die künstlerischen Techniken und Materialien geben verschiedene Autoren im zweiten Teil — der Beitrag über die Entwicklung der europäischen Malerei hätte vielleicht besser im dritten Teil Platz gefunden, der die Epochen der Kunst in Europa betrifft. Die knappe, aber genaue Einführung in die Technik von Malerei, Glasmalerei, Kupferstich, Holzschnitt, Radierung, Plastik in Stein, Holz, Metall, Elfenbein, Terrakotta, Porzellan usw. zeigt, wie das Material als ästhetischer Faktor im Kunstwerk unmittelbar mitspricht. Bei der Beschreibung des Kunstgewerbes wäre eine Einleitung über Sinn und Funktion des Ornaments erwünscht gewesen. «Das historische Lebensprinzip der Kunst» wird von Andreas Alföldi beispielhaft an Hand der römischen Porträtplastik dargestellt, mit meisterhafter Knappheit weiß Karl Schefold die Bedeutung und Problematik der griechischen und römischen Antike deutlich zu machen. A. M. Schneider referiert über die byzantinische, Hans Weigert über die westeuropäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit (wobei die Bedeutung des byzantinischen Einschlags für die klassische Gotik des frühen 13. Jahrhunderts wohl zu gering eingeschätzt wird). Vergleichende Tabellen stellen die Fakten der europäischen Kunstgeschichte mit der des Orients zusammen, angefangen von der Steinzeit bis Paul Klee.

Ungewöhnlich ausführlich kommt die Kunst der außereuropäischen Völker im vierten Teil zur Sprache — einerseits eine Folge der intensiven Forschungstätigkeit der letzten Jahrzehnte gerade auf diesen Gebieten, andererseits ein Beweis des schwindenden europäischen Selbstbewußtseins. W. v. Bissing berichtet über die ägyptische Kunst, deren ungeheure geistige Distanz neben dem vielen Tatsachenmaterial vielleicht etwas wenig unterstrichen wird, J. Wiesner über die Kunst des Alten Orients,

<sup>1)</sup> Das Atlantisbuch der Kunst. Eine Enzyklopädie der Bildenden Künste, herausgegeben vom Atlantis-Verlag, Zürich 1952.

Kurt Eschmann über die islamische, Ernst Diez über die indische, zentralasiatische und iranische, Melanie Stiassny über die ostasiatische Kunst, Hans Dietschy über Altamerika und Kunz Dittmer über die Naturvölker — alles Gebiete, die in den üblichen Kunstgeschichten kaum gestreift werden.

Im fünften Teil «Kunstpflge» schreibt E. H. Gombrich über Kunstwissenschaft und Kunstliteratur, kenntnisreich und geistvoll, wobei sogar knappe Auseinandersetzungen mit Alois Riegl und Worringer und der Illusion einer Kunstgeschichte als selbständige akademische Disziplin Raum finden. Weitere Beiträge, die wir nicht im einzelnen aufzählen, betreffen das private Kunstsammeln, Museen, Denkmalpflege, Restaurierungsfragen und -methoden, Kunsthandel, Fälschungen; Ad. Streuli gibt eine juristische Übersicht über urheberrechtliche Fragen, Willy Rotzler über Kunsterziehung. Hier wird die Bedeutung des Bauhauses Dessau doch ein wenig überschätzt — es hat weniger durch positive Leistungen weitergewirkt als durch seine freilich beispiellose Publizistik, und wenn schon seine ernst zu nehmenden und weniger ernst zu nehmenden Lehrer in extenso aufgezählt werden, so hätte auch die Kunstgewerbeschule München mit Riemerschmid und Ehmke Erwähnung verdient, ferner H. v. Berlepsch, oder die Gründer des Deutschen Werkbundes, darunter P. Behrens, Th. Fischer, Herm. Muthesius, und der Hauptinitiant des Schweiz. Werkbundes, Alfred Altherr, deren pädagogische Bedeutung nicht geringer ist. Dies als Ergänzung, nicht als Einwand gemeint.

Den Beschluß macht ein Aufsatz von Walter Hugelshofer über Kunst und Gesellschaft.

Das Namen-Verzeichnis, in dem neben den Größen der Welt-Kunstgeschichte auch Schweizer Maler bescheideneren Ranges und sogar wir Kunsthistoriker aufmarschieren, wirkt zu unausgeglichen; man hätte keine Lebenden nennen sollen.

Das stattliche Buch hat schöne und gut gewählte Tiefdruckabbildungen, die natürlich nicht mehr als Stichproben in sehr lockerer Streuung geben können. Es füllt wirklich eine Lücke aus, und es weiß auch dem Fachmann etwas zu bieten — wenn es, wie zu hoffen ist, den gleichen Erfolg haben wird wie das Atlantisbuch der Musik, so wäre das wohlverdient.

Peter Meyer

### Eine Blütenlese französischer Romane

Es ist müßig, nach dem besten Buch einer Saison zu fragen, als ob die Literatur ein Apfelbaum wäre, den man nach dem größten und saftigsten Apfel absuchen kann. Die französische Vorliebe für Literaturpreise, deren angesehenster, der *Prix Goncourt*, das ganze Land in Spannung versetzt, wäre belächelnswert, wenn sie nicht zur Folge hätte, das literarische Feingefühl zu schärfen. Diesem Gewinn steht ein unbestreitbarer Nachteil gegenüber: das wichtiguerische Managertum wird von Jahr zu Jahr geschäftiger, die Gefahr mithin immer größer, daß nicht das wertvollste, sondern das schreiendste («sensationellste») Buch preisgekrönt wird.

Die alten, würdevollen Damen des *Prix Femina* verliehen diesen Winter *Dominique Rolin* ihren angesehenen Preis für den Roman *Le Souffle* (Edition du Seuil). Nach dem Grund dafür soll man lieber nicht fragen. Das Buch der jungen charmannten Schriftstellerin hat ebenso viele oder ebenso wenige Qualitäten wie diejenigen ihrer Kollegen; eine zuchtvollere, sinnlichere Sprache zeichnet es vielleicht vor andern aus. Die Geschichte des sterbenden Vaters Auguste Yquelon und seiner fünf Kinder (alle ziehen die Unglücklichen den Namen Yquelon wie eine holpernde Galeerenkugel hinter sich nach), die sich verlieben, heiraten, das väterliche Haus verlassen, um ein eigenes Leben in Freude oder Bedrückung anzutreten, diese Geschichte ist mit liebevoller, prägnanter Beobachtung erzählt. Dominique Rolin exzelliert in der Schilderung einer schwülen unheimlichen Atmosphäre, der gestauten Leblösigkeit vor dem Sturm, während welcher durch die Totenstille der Natur wie in schauriger Vorahnung ein Knacken geht. An solchen Stellen, wo ein echtes Erlebnis packend dargestellt ist, hat ihr Stil eine Kraft, die sich dem Leser mitteilt. Wenn er jedoch aufgefordert ist, sich für die Erlebnisse der Geschwister Yquelon zu erwärmen, wird er mit deren durch und durch privatem Geschick wenig anfangen können und sich fragen, was ihn denn diese Liebesaben-

teuer, Herzenskummer, Geburten und Todesfälle angehen. Eine sinnlose Willkürlichkeit waltet in den Schicksalen dieser Menschen, wogegen kein noch so einnehmender Reiz der Sprache aufkommen kann. Der Leser fragt am Schluß: warum so und nicht anders? Eine üble Frage, die sich nicht einstellen dürfte.

Köstliche Übermütigkeit und ein verspielter Charme strahlt aus dem Roman *Les Enfants du Bon Dieu* des jungen *Antoine Blondin* (*La Table Ronde*). Das ist ein Buch, würdig eines Preises (den es aber nicht erhielt), sein Stil, spielerisch hüpfend, ist mit abgelegenen Worten gerade im richtigen Maß geschmückt, um in dem Perlmutterglanz zu schimmern, den Giraudoux so unübertrefflich über seine Sätze zu legen wußte. Die Geschichte, die uns Blondin erzählt, ist spassig auf ernstem Hintergrund, auch an ihr hätte Giraudoux seine Freude gehabt. Blondin, vielmehr Sébastien Perrin, der Ich-Erzähler, ist Geschichtslehrer an einer Pariser Privatschule, verheiratet und in einem langweiligen Pariser Quartier ansässig. Er ist schon so alt, daß sich sein Leben in Gewohnheiten und Routine eingefahren hat, aber noch jung genug, sie von sich abstreifen zu wollen. Sein Vorhaben beginnt er in der Schulklasse: Schluß mit dem alljährlich gleichen Gang der Geschichte; Sébastien schließt den Westfälischen Frieden nicht. Die Geschehnisse der Völker nehmen neue Bahnen, nicht auszudenken, was nun alles geschehen kann in der Umstülpung und Neufügung der Daten, der Schicksale, der Jahrhunderte. «Après la bataille d'Austerlitz, on n'appellera plus Louis XIV que le roi Soleil. Il en profite pour répandre sur le monde les rayons de sa gloire: Molière invente le théâtre aux armées...», die Folgen sind unabsehbar. Vor allem und zuerst im häuslichen Leben. Sébastien war im Krieg nach Deutschland zum Arbeitsdienst gepreßt worden, auf Schloß Arunsberg hatte er als Stallknecht gearbeitet und sich in die Prinzessin Albertina von Arunsberg verliebt. Die ungleiche Liebe durfte nicht dauern; Sébastien kehrte nach Hause zurück und heiratete — er weiß nicht, wie ihm geschieht — ein braves «jeune fille modèle», Sophie. Sein Schwiegervater, Astronom, dem der Sinn nach der Entdeckung eines Sterns und dem Umgang mit Fürstlichkeiten steht, sendet ihm den Prinz von Arunsberg samt Tochter zu, mit dem Auftrag, sich um diese neuen, ehrenvollen Freunde zu kümmern. Die Vergangenheit, die er in der Geschichtsstunde durcheinander gebracht hat, stößt ihm im Leben auch auf und verwirrt ihn. Denn nichts liegt näher, als die abgebrochene Liebe wieder neu aufzubinden, nichts ist wahrscheinlicher, als der Erfolg dieser Gärtnerkünste des Herzens. Allein, die ehebrecherische Liebe kann nicht dauern, ebensowenig wie die auf den Kopf gestellte Historie: der Westfälische Friede muß unterzeichnet werden, die Ordnung will triumphieren. Die Freiheit, die er gesucht hatte, fand er nicht im Ausbruch aus den Gesetzen und Überlieferungen. Wie er sich am Schluß in der leeren Klasse auf die Bank eines seiner Schüler setzt, hat er die tröstende Erkenntnis: «à la tranquillité docile que je ressentis soudain, j'entrevis que j'occupais sans doute ma vraie place dans l'univers, celle que je ne m'étais jamais résolu tout à fait à quitter». Diese Rückkehr zu seiner eigenen Jugendzeit, als er in der Schulbank Halt und Sicherung fand, erstaunt zunächst und mutet nicht als angemessene Lösung an. Was bleibt denn von der ausgereinkten Geschichte, was vom Ausbruch aus der geschienten Lebensroutine übrig? Die Bitte um Befreiung von künftigen Anwandlungen, zum privaten Vergnügen aus der Bahn springen zu wollen. Es ist die Bitte, in die Welt so fest eingefügt zu sein, daß man in ihr mit «kluger Ruhe» einen Platz ausfüllt, der das schweifende Herz befriedigt.

Denn was ist das harte Schicksal der heutigen Generation anderes als die Sehnsucht, in die Gefilde der Jugend zurückzukehren und das völlig zu erleben und auszukosten, was der Krieg ihr brutal geraubt hat. «Die verlorene Generation» nannte sie Wolfgang Borchert, den die rastlose Suche nach dem verschütteten Paradies wie kaum einen zweiten gequält hat. Blondin holt zu einem weiteren Bild aus und sagt: «Allemands en France, Français en Allemagne, Anglais en Belgique, Italiens en Autriche, Américains en Italie, combien étions-nous, aujourd'hui à travers le monde, de jeunes hommes adultes dont la vie de garçon dormait en terre étrangère comme pour plus de sûreté?»

Es ist in unseren Tagen schwierig geworden, das Glück zu finden. Wo die Zeit hart ist, nimmt die Summe des Glücks für den Einzelnen ab, deswegen ist

heute jeder begierig, dem grausamen kollektiven Schicksal so viel Urlaub wie möglich abzujagen, um sich die Freiheit zum eigenen Gefühl, zum persönlichen Leben zu erkämpfen. «A la recherche du bonheur difficile», könnten fast alle heute in Europa erscheinenden Romane überschrieben sein. Der Arzt Valerio, die zentrale Gestalt in *Emmanuel Roblès'* neuem Buch *Cela s'appelle l'Aurore* (Edition du Seuil) ist einer jener unbeugsamen Charaktere, die nach dem Absoluten in allen Dingen streben. Wann wird für ihn das Morgenrot des vollen Glücks erglänzen, hat sich der Autor gefragt, als er ihn in einem abgelegenen Nest Sardinens den Mörder Sandro in seinem Haus aufnehmen ließ. Sandro ist Tagelöhner bei dem durch den Krieg reich gewordenen Latifundienbesitzer Gorzone; seine über alles geliebte Frau Magda liegt, von Malaria und Dysenterie heimgesucht, in hohem Fieber. Gorzone will ihn vom Haus, das er auf seinem Grund bewohnt, vertreiben, ohne auf Magdas Krankheit Rücksicht zu nehmen. Magda stirbt, da bricht die grimme Wut in Sandro aus: er erschießt Gorzone. Nach der Tat flieht er zu Valerio, der seine Frau behandelte, der ihn allein versteht. Sandro hat nach dem Absoluten gestrebt, sein Leben war ganz und gar in der Liebe zu Magda beschlossen. Das Absolute zerbrach, was soll nun aus ihm werden? Valerio erwartet am selben Tag die Rückkehr seiner Frau, die er nicht liebt. Clara, die Witwe eines reichen Grundbesitzers, ist seine Mätresse, sie erst entdeckte ihm die Liebe und damit sein Leben. Ihrethalben will er den öden, verdorrten Flecken nicht verlassen und nach Neapel übersiedeln, wo das Klima seiner Frau zuträglicher wäre und er im Luxus leben könnte. Von Gesetzes wegen müßte er den Mörder Sandro ausliefern, müßte er die Beziehungen zu Clara abbrechen. Ist aber nicht jenes das wirkliche Gesetz, das wir in unserer Brust tragen, und das Valerio keine der beiden Handlungen zu tun erlaubt, will er nicht Verrat an sich selbst begehen? Seine Frau kehrt zurück und bemerkt die Anwesenheit des von der Polizei gesuchten Sandros; entsetzt verläßt sie das Haus und Valerio: sie konnte ihn nicht verstehen. Sandro jedoch, der das erregte Gespräch in seinem Unterschlupf unterm Dach gehört hat, entweicht aus dem Versteck. Er will Valerio nicht in Gefahr bringen, denn retten kann er sich doch nicht mehr. Er erhängt sich, da es ihm mißgönnt war, das Absolute auf Erden zu leben. Valerio bleibt allein mit Clara zurück; die beiden werden ihr schwieriges Glück verwirklichen.

Ein männliches, herbes Buch ist dieser Roman, nüchtern und mit verhaltener Stimme erzählt. Die kochende Hitze der sardinischen Sonne, die niederklatschenden, nächtlichen Regengüsse, das Rollen der Brandung geben den knapp gezeichneten Rahmen her, in welchem sich die Handlung abspielt. Roblès gehört zu der nordafrikanischen Schriftstellerschule, welcher Albert Camus entstammt, mit ihm hat er einiges gemein: die Härte der Umrisse, die männliche Gedrängtheit des Stils und die Vorliebe für verschlossene, das Höchste anstrebende Charaktere. Daß darüber hinaus in Camus ein ethisches Weltgefühl steckt, das seinen Worten ein tiefes menschliches Echo nachschickt, können wir bei dem Vergleich natürlich nicht vergessen.

Priesterromane sind in letzter Zeit in Frankreich Mode geworden. Es scheint, als ob das bloße Auftauchen einer Sutane beim Publikum ein Interesse erwecken könne, worauf der Schriftsteller mit anderen Gestalten nicht zählen dürfte. Vor dem Krieg fand man auch Geistliche in Romanen, aber damals spielten sie die Rolle eines «directeur de conscience», der in die Probleme der Personen des Vordergrundes hineingezogen wurde, ohne selber im Vordergrund zu stehen. Er übte eine fast säkularisierte Funktion aus, vergleicht man ihn mit dem Priester, den uns die modernen Autoren vorführen. Heute taucht der Leser geradewegs ins Herz der heikelsten theologischen Probleme: von allen Schicksalsvariationen der Diener Gottes wird ihm diejenige des Heiligen immer wieder dargestellt. Der Priester im Kampf mit dem Bösen, der Anfechtung des Fleisches, der sozialen Ungerechtigkeit, der Entwürdigung des Menschen, aber auch in der Auflehnung gegen seine Oberen, gegen das verknöcherte System des Heils — wer denkt da nicht an den Abbé Donissan oder an den namenlosen Landpfarrer, die Bernanos in Blutrot und Schwarz vor uns hingemalt hat. Die drängende Sehnsucht nach der Erlösung vom Wirrsal ruhelosen Lebens spricht sich in diesen Gestalten aus; sie ist es, die uns ergreift.

Dieses künstlerisch wie geistig ebenso schwerwiegende Erbe hat *Béatrix Beck* zu Kleingeld ausgemünzt in ihrem Roman *Léon Morin, prêtre* (Verlag Gallimard). Die Académie Goncourt, testamentarisch von den Brüdern Goncourt eingesetzt, um jährlich ein junges, zukunftsvolles Romanciertalent zu prämiieren, hat diesem Buch einmütig im ersten Wahlgang seinen Preis und sein Prestige verliehen. Die Folge: 176 000 Exemplare in einem Monat verkauft und Übersetzungen in verschiedene Sprachen, darunter eine ins Deutsche bei der Frankfurter Verlagsanstalt.

Fragt man sich, wer die Hauptperson des Romans sei, so beginnt schon die Verlegenheit, die den Leser bei fortschreitender Lektüre immer wieder überkommt. Barny, die Ich-Erzählerin, beschreibt ihre Konversion zum Katholizismus. Aus einer lauen Christin, die Gott den Pfaffen und alten Jungfern überließ, wandelt sie sich in eine von der Gnade erhellte, gläubige Katholikin. Katalysator dieses unerwarteten Prozesses ist der Abbé Léon Morin, ein moderner Priester, vorurteilslos und draufgängerisch. Er ist der Bruder jenes Geistlichen, den Bing Crosby im Film verkörperte, stets gut gelaunt, sportlich durchtrainiert und von jungenhafter Unbekümmertheit. Es fehlt ihm nur der Kaugummi, um seinem amerikanischen Vorbild gleichzukommen. Wie sollten einem derart «modernen» Priester die Seelen nicht zufliegen, hat doch jedes seiner Pfarrkinder das befreiende Gefühl, dieser Léon Morin klopfe auch Gott dem Herra ohne Umschweife auf die Schulter. Ihn also hat Barny nichtsahnend als Beichtiger ausgewählt, dem sie trotzig im Schattendunkel des Beichtstuhls die Worte «Religion ist Opium fürs Volk» entgegenzischelt. Diese Lästerung soll einen Léon Morin aus dem Sattel werfen! Er hat leichtes Spiel, sie im nachfolgenden intellektuellen Handgemenge zu entwaffnen, der Verstockten eine Beichte abzulisten und sie zu einem Besuch im Pfarrhaus zu nötigen. Nach einigen theologischen Streitgesprächen, während welchen Léon Morin mit Vergnügen, scheint es, die Respektlosigkeiten Barnys anhört, nach der Lektüre einiger religiöser Bücher vollzieht sich das Wunder der Gnade mit Donner und Rauch. Beim Entrümpeln des Estrichs kommt die Erkenntnis unabweislich über sie: «ich werde mich konvertieren». Sie stürzt zu Morin: «Voilà. Je suis flambée. — Vous êtes flambée? — Oui, je me convertis. Je suis à vos ordres». Morin parut consterné. Il demanda avec sollicitude: «Qu'est-ce qui vous êtes arrivé? — Rien, je vais devenir, ou redevenir, catholique. — Pourquoi? — Je suis acculée, je me rends». — So einfach geht das.

Als sie nach der Konversion und ungezählten Gesprächen mit Morin entdeckt, daß der Abbé ein schöner, anziehender Mann ist, beginnt sie die Liebe, die dem Nächsten und dem Himmel gelten sollte, auf den im Eifer seines Auftrags verführerischen Mann zu richten. Sie ist Witwe und lebt mit ihrer jungen Tochter allein, Krieg ist es obendrein und die deutsche Besetzung im Land, da können der reinsten Gottesliebe solche Anfechtungen erwachsen. Aber das Schicksal versucht sie nicht über Gebühr. Sie gesteht Morin die frevelnden Triebe und wird streng zurecht gewiesen; kurz darauf versetzt der Bischof den Abbé in eine andere Pfarre. Léon Morin verläßt die Stadt, Barny bleibt allein zurück, sie wird ihren Weg ohne Führer weiterschreiten, trottend «wie jene arabischen Esel, an deren Flanke ihr Herr eine Wunde stets blutend erhält, um sie besser anzutreiben».

In dieses zusammenfassende Symbol sind alle charakteristischen Merkmale des Buches eingegangen. Die gewitzigte Schriftstellerin zeigt sich darin, daß sie dem Leser ein abschließendes, anschauliches Bild zur Deutung des ganzen Romans in die Hand gibt. Solcherweise eine Pointe hinzusetzen, sei sie auch im übelsten Sinn des Wortes literarisch, mag sie von André Gide gelernt haben, dessen Sekretärin sie während seiner drei letzten Lebensjahre gewesen war. Die billige Argumentation, die sich nirgends auf eine ernst zu nehmende Auseinandersetzung mit der Konversion einläßt, die latente Sentimentalität einer unbefriedigten Frau drückt sich mit Händen greifbar in diesen Zeilen aus. (Worin besteht denn ihre blutende Wunde? Etwa im Wegzug Morins? Und wer ist der unnachsichtige Herr, der sie ihr schlug? Doch nicht gar der Bischof? Oder der Krieg, dem ihr Mann zum Opfer fiel?)

Wäre dies Buch, dank eines unverdienten Preises, nicht meteorgleich aus dem dunklen Mittelmaß ins blendende Licht allgemeiner lobpreisender Ereiferungen aufgestiegen, man hätte es übersehen können, ohne ihm ein Unrecht anzufügen. Das war indes hier ausgeschlossen, denn die Kritik muß warnen, muß

klipp und klar anzeigen, wo es um die Verschleuderung eines großen Erbes geht, wo ein so gewichtiges, die Zeit bedrängendes Thema nur aus Gründen der Mode und des leichten Erfolges aufgegriffen wird. Solche Spekulation darf in der Literatur nicht ausschlaggebend werden.

Um den ersten Roman von *Roger Bésus* hat sich der Schatten des Schweigens nie gelichtet, dabei ist sein Buch *Le Refus* (Edition du Seuil) eines der packendsten und wichtigsten, die seit langem in Frankreich erschienen sind. Der Autor kommt von Bernanos und Claudel her, das erkennt der Leser nach zehn Seiten, aber er ist nicht ihr Epigone. Mag er auch den Ton bedingungsloser religiöser Innerlichkeit, den sie angeschlagen haben, aufnehmen, er moduliert ihn neu und in anderen Akkorden weiter. Gleich zu Beginn muß freilich eine zumal für Franzosen außergewöhnliche Einschränkung der Anerkennung dieses Buches angebracht werden: es ist nicht sehr geschickt geschrieben. Der Stil ist oft unbeholfen und erschwert das Verständnis. Besonders die Häufung von Relativsätzen, an deren *qui* und *que* der Leser unangenehm anstößt, ungelenke Partizipialkonstruktionen ferner, deren Abhängigkeit nicht leicht klarzustellen ist, beeinträchtigen die Geschmeidigkeit des Ausdrucks.

Das Leben, das uns Bésus erstehen läßt, ist ein ausschließlich geistiges. Wie das transparente Licht in den Bildern La Tours, springt es aus den Gestalten, beleuchtet sie scharf, scheidet sie in hell und dunkel. Die vier Hauptpersonen: Louis Verney, Leiter eines alpinen Kinderheims, der den Zögling Benoît Barral wie sein eigen Fleisch und Blut ins Herz geschlossen hat, die Mutter, Geneviève Barral, die sich in den «Paten» ihres Sohnes verliebt, der stets betrunkene, taumelnde Doktor Arnaud und die Lehrerin des Heims, in Haßliebe zu ihrem Direktor entbrannt, sie sind in äußerster Anspannung unausweichlich einer auf den andern gerichtet. Es gibt keinen Ausweg für die Liebe Geneviève Barrals und Verneys, denn sie beide erkennen, wie sie sich in der Liebe zu Benoît dem Urgrund der Liebe: Gott, und sich selbst nähern. Vor dem Straucheln in der egoistischen Erfüllung dieser Liebe bewahrt sie der Doktor Arnaud, ein schnapsduftender, asthmatischer Kobold, der in ihnen das Reine wirken sieht, die Überwindung des Bösen. Hungernd nach Reinheit, aber verstrickt in die schmutzigsten Leidenschaften, weist er der Frau den einzigen Weg: «de vérité il n'y en a qu'une. S'il y en avait plusieurs, la vie serait facile. Mais alors il y aurait plusieurs Dieux. Or il n'y en a qu'un. Tous les autres, c'est l'Autre, avec une majuscule, le Mal, la Torture, la Mort, solitaire et définitive». Ihre Liebe zu Verney muß rein bleiben, kein Betrug darf sie erniedrigen, nur so erweisen sie sich ihrer eigenen Größe würdig. «La Mort, solitaire et définitive», wird nur so bezwungen; im stellvertretenden Gebet bereiten sich beide das Heil. Hier klingt der Gedanke des Tausches der Erlösung auf, wie ihn Claudel in «Echange», einem frühen Drama, dargestellt hat. In der unbedingten, schmerzvollen Entsagung, der Liebe, die keine Belohnung verlangt, sind dem Menschen Kräfte gewährt, die sein Schicksal auf weite Entfernung und in langen Zeiträumen erhöhen, veredeln. Diese sittigende und erlösende Macht erfahren Geneviève Barral und Louis Verney während eines nächtlichen Beisammenseins, da das Verlangen ihrer Körper von ihnen abfällt. Die Lehrerin des Heims, ein böses, von der Liebe übergangenes Geschöpf, spähte vergebens nach ihrem Sündenfall aus, ein Triumph, der es ihr erlaubt hätte, Verney zu erpressen und an sich zu fesseln. Statt dessen zieht sie Dr. Arnaud an sich; er adsorbiert das Böse, das Eigennützigste, das nur für sich begehrt.

«Le Refus» ist, zum erstenmal nach wie viel Jahren, ein Roman der «unberechneten Generosität der Herzen», somit der Überwindung des Grauens und der Vereinzelung. Die Gestalten entringen sich dem übermächtigen Druck, der auf den Niederungen ihres Alltags lastet und dringen in die Reinheit und Gelöstheit eines schicksalhaften Lebens ein. Die Abweisung des Egoismus, die unendliche Liebe, die sie geben und empfangen, läßt ihnen eine Kraft zuströmen, welche sie in stiller, gesammelter Heiterkeit hält. Sie werden Erleuchtete sein.

Eine solche Fülle und Intensität inneren Lebens aufgerufen zu haben, ist Roger Bésus' große, bewundernswerte Leistung. Hier geht etwas aus, das vom Autor viel erwarten läßt, und das zu einem der positiven, stärkenden, heilenden Beiträge der neuen französischen Literatur heranwachsen kann.

*Georges Schlocker*